

Offen für alle – oder für alles offen?

In Deutschland gehört der Fussball allen. Jetzt bringen die englischen TV-Milliarden die Bundesliga unter Zugzwang. Tatsächlich?

Text
OLIVER ROSCHER
Bilder
GERRIT STARCZEWSKI
www.star-photo.de

Am 10. Februar sind einige Bundesliga-Granden für einen kurzen Moment in Schnappatmung verfallen: An diesem Tag präsentierte die Premier League ihren neuen TV-Deal, der nie da gewesene Verhältnisse schaffen wird. Ein Münsterchen? Ab der Saison 2016/17 erhält der Tabellenletzte (!) aus England umgerechnet 130 Millionen Franken. Zum Vergleich: Bayern München kommt auf etwa die Hälfte. Eben. Schnappatmung.

Eigentlich ist die Bundesliga ja ein Paradies: Die Stadien sind voll. Dank moderaten Eintrittspreisen kann es sich jeder leisten, den Weltmeistern zuzuschauen. Einheimische Talente mausern sich zu Identifikationsfiguren. Die Klubs sind als Vereine organisiert, werden seriös geführt. Dank der sogenannten 50+1-Regel haben nicht Investoren das Sagen. Wirtschaftlich beschränkt sich die Bundesliga also immer wieder

selbst. Umso verblüffender: Diese «Liga des Volkes» ist erfolgreich wie nie. Die Zeiten des Rumpelfussballs sind vorbei, in der 5-Jahres-Wertung liegt Deutschland bald auf Platz 2. Denn ausgerechnet das europäisch miserable aufspielende England wird in diesem Sommer von Deutschland überholt.

So wunderbar der Kosmos Bundesliga für sich auch funktioniert: Die Engländer haben nicht nur den Fussball erfunden, sondern eben auch den Kapitalismus. Aufgrund der britischen TV-Milliarden wird in Deutschland nun vieles hinterfragt. Wird man künftig Nationalspieler nicht mehr im eigenen Land halten können? Muss die Bundesliga ihre DNA aufgeben, damit sie den Anschluss nicht verpasst?

Führende Kräfte in Deutschland sind der Überzeugung, dass es angesichts der englischen Bedrohung nicht reiche, einfach weiterzumachen wie bisher. Christian Seifert,

Geschäftsführer der Deutschen Fussball-Liga, kündete umgehend «unpopuläre Massnahmen» an. Wolfsburg-Geschäftsführer Allofs erklärte: «Es darf kein Tabuthema geben.» Werder-Geschäftsführer Thomas Eichin prophezeite in einer Kolumne: «Schon jetzt wird einigen in der Fankurve der Magen grummeln, und die Protestaktionen werden schon innerlich choreografiert, doch das Durchspielen verschiedener Konstellationen muss erlaubt sein.»

Vor grossen Umwälzungen warnt Ilja Kaenzig. Der ehemalige Schweizer Manager von Bayer Leverkusen und Geschäftsführer von Hannover 96 hat einen sehr entspannten Blick auf die Zukunft der deutschen Eliteliga. «Es wäre gefährlich, jetzt alles auf den Kopf zu stellen», sagt er gegenüber ZWÖLF. Für ihn ist klar, dass in Zukunft Bundesliga und Premier League weltweit führend sein werden. Jede auf ihre Art. «Die Premier League

wird zu einem Klub der Milliardäre, die sich auf Hochglanz polierte Vereine gönnen. Die Bundesliga dagegen ist das Alternativmodell.» Und das Gesamtpaket überzeuge vollends. Der Basler René C. Jäggi, ehemaliger Präsident von Kaiserslautern, sieht es ähnlich: Der Liga gehe es gut, die meisten Klubs seien profitabel. Und er sagt, was im Moment noch viele denken: «Was nützt den Engländern das ganze Geld, wenn sie trotzdem keinen Erfolg haben?»

Kaffee, Gipfeli und HSV – Dortmund

Aktuell mag dies stimmen, mittelfristig herrschen düstere Prognosen vor. Darum erhoffen sich die Bundesliga-Klubs einiges von den Verhandlungen um den neuen Fernsehvertrag im April 2016. Bayern-CEO Karl-Heinz Rummenigge meint, für höhere Erlöse müsse es vor allem mehr Konkurrenz für den Bezahlsender Sky geben. «Wenn es

zwei, drei Interessenten geben würde, dann würden sich die Preise auch in Deutschland nachhaltig nach oben bewegen.» Selbst dann würde man aber nicht annähernd in englische Dimensionen vorstossen. Dafür gibt es drei Gründe: Deutschland besitzt keine Pay-TV-Kultur. «Die Angelsachsen sind es sich gewohnt, für etwas zu bezahlen, das sie interessiert», erklärt René C. Jäggi. In Deutschland sei es schwer vermittelbar, dass ein Fussballspiel am Fernsehen plötzlich etwas kosten solle. Nur vier Millionen Abonnenten hat Sky in Deutschland. Dem gegenüber stehen 15 Millionen Briten, die Pakete von BT und Sky beziehen, welche erst noch massiv teurer sind als ihre deutschen Pendanten. Uli Hoeness äusserte einst die grosse Hoffnung, «dass die Leute irgendwann bereit sind, zwei Euro im Monat für Fussball zu bezahlen». Bislang ist dies nur eine Minderheit. Der Rest nimmt mit der legendären ARD-«Sportschau» vorlieb.

Die «Sportschau» ist denn auch der zweite Grund: Solange im öffentlich-rechtlichen Fernsehen am frühen Abend bereits Zusammenfassungen gezeigt werden, wird kein Pay-TV-Unternehmen sein Angebot drastisch erhöhen. Auf der Insel startet das Äquivalent «Match of the Day» erst um 22.30 Uhr. Doch an die «Sportschau» wagt sich keiner heran. Sie gilt als Grundrecht, sei fast schon in der Verfassung drin, scherzt Jäggi. Nicht einmal Rummenigge, der sonst durchaus mal über Tabubrüche nachdenkt, will Fussballdeutschlands heilige Kuh schlachten: «Die «Sportschau» hat eine grosse Historie und grosse Bedeutung in der Bevölkerung. Wir alle sind mit ihr gross geworden.»

Und zuletzt: Ein Spieltag mit vielen parallel laufenden Partien lässt sich schlecht verkaufen. Derzeit wird die Spielplangestaltung offen diskutiert, und «Salami-Spieltage»



15.30 Uhr ist Bundesliga. Punkt. Aus. Ende. Basta. Alles andere ist Tennis.

mit Partien sonntags um 12 Uhr oder am Montag sind dabei ein Thema. Den Fans graut vor einer solchen Lösung.

Robert Pohl ist einer dieser Fans. Eine weitere Aufsplittung der Spieltage wäre für den Sprecher der IG Unsere Kurve das schlimmste Szenario: «Dann gäbe es noch mehr Spiele ausserhalb des Wochenendes, und dadurch würden viele Probleme für Fans entstehen, die live im Stadion dabei sein wollen.» Gerade an einem Montagabend wird man sich dreimal überlegen, ein paar Hundert Kilometer Auswärtsfahrt auf sich zu nehmen. Schlussendlich drohen halb leere Stadien. Fanproteste sind so sicher wie das Amen in der Kirche. In Deutschland haben die Anhänger eine Lobby, sind besser organisiert als in England. Nur drei Tage nach Bekanntgabe des England-Deals hielten die Bayern-Fans schon einmal ein Transparent hoch, auf dem zu lesen war: «This ain't no Premier League. Nein zum englischen Modell.»

Der deutsche Fan hegt und pflegt ein wertvolles Gut. Von Generation zu Generation ist es weitergegeben worden: Samstag um 15.30 Uhr ist Bundesliga. Punkt. Aus. Ende. Basta. Alles andere ist Tennis. Dabei schwören viele Fans auf die legendären Radioübertragungen oder die Konferenzschaltung von

Sky. Diese ist so beliebt, dass sich sogar der Bezahlsender selbst gegen die weitere Aufweichung von «15.30 Uhr» sträubt. Wer sich durch flexiblere Terminierungen international grössere Aufmerksamkeit erhofft, muss sich ohnehin fragen: Wer garantiert, dass sich der Fussballfreund aus China an einem Sonntagmittag nicht doch lieber Aston Villa gegen West Brom anschaut – oder sogar Portland gegen New York? Dann hätte die Bundesliga den totalen Zonk gezogen. Zuschauerschwund wegen fanunfreundlicher Anspielzeiten und trotzdem kein internationaler Zugewinn.

Made in Germany

Da bei den TV-Geldern keine Explosion erwartet werden kann, werden mancherorts die moderaten Eintrittspreise infrage gestellt. Denn die Auslastung der Stadien ist enorm, fast die Hälfte der Bundesliga-Partien ist ausverkauft. Damit liesse sich mehr Kasse machen. Derzeit kostet etwa beim VfL Wolfsburg eine Stehplatz-Dauerkarte umgerechnet läppische 136 Franken. In der Premier League bezahlt man im günstigsten Fall (Manchester City) fast das Dreifache. Die niedrigen Ticketpreise sind allerdings ein Garant dafür, dass die Stimmung in den Bundesliga-Stadien top ist. Das lässt sich

deutlich besser vermarkten. «In Deutschland ist der Fussball trotz der Kommerzialisierung ein Volkssport geblieben, zu dem alle Schichten Zugang haben. Das ist ein Alleinstellungsmerkmal, das die DFL auf gar keinen Fall aufgeben sollte», erklärt Ilja Kaenzig. So weit werde es auch nicht kommen, ist sich Jäggi sicher. Dafür seien den Klubs volle Stadien mit guter Stimmung zu wichtig.

Doch wird das Publikum auch weiterhin auf seine Kosten kommen? Dass deutsche Spitzenfussballer künftig für Hull oder Stoke auflaufen, weil es dort inzwischen mehr zu verdienen gibt, ist eher unwahrscheinlich. Denn letztlich können auch in der Premier League nur elf Spieler aufgestellt werden. Viele ziehen da einen Stammplatz in einem Champions-League-Team wie Leverkusen vor. Dadurch wird auch weiterhin attraktiver Fussball geboten – mit sehr vielen einheimischen Spielern und Talenten. Knapp 67 Prozent der Kicker in der Premier League haben keinen englischen Pass. In der 1. Bundesliga liegt der Anteil mittlerweile bei gerade einmal 48 Prozent. Diese

Quote zu halten, ist für deutsche Klubs essenziell. Denn sie ist mit die Grundlage des Erfolgs der Bundesliga. «Die Formel «Mehr Fernsehgelde = sportlicher Erfolg» ist populistisch und greift zu kurz», urteilt Kaenzig. «Andere Faktoren wie zum Beispiel die Gesamtvermarktung oder eben die Nachwuchsförderung spielen eine gewichtige Rolle.» Denn während englische Klubs mit den TV-Geldern Spieler kaufen, «produziert» man in der Bundesliga Spieler zu vergleichsweise geringen Kosten in den viel gerühmten Nachwuchsleistungszentren. Diese sichern schlussendlich die Wettbewerbsfähigkeit. Mit diesem Modell, glaubt Kaenzig, sei die Bundesliga die einzige europäische, die neben der Premier League noch bestehen könne. Dazu würde noch die Major Soccer League stossen. Andere Meisterschaften würden nur noch als Zulieferer dienen. Die Serie A und die Primera División etwa würden ausbluten, so seine mutige Prognose.

Ein Problem hat die Bundesliga dennoch: Die Bayern werden zu dominant, der Wettbewerb leidet. Eine langweilige Liga lässt sich nicht vermarkten. Auch in München weiss man das. «Der FC Bayern hatte zwar immer das eigene Wohl im Auge, war aber auch immer darauf bedacht, die Liga nicht mit seiner Macht kaputt zu machen. Sonst hätte die Bundesliga nicht so gesund wachsen können», sagt Kaenzig.

Gleichwohl fordert die abgehängte Konkurrenz schon jetzt eine Neuverteilung der Fernsehgelde. Denn nächste Saison erhalten die Bayern aufgrund eines neuen Schlüssels knapp 70 Millionen Franken, Bremen beispielsweise knapp die Hälfte. Das ist zwar für beide mehr als bisher, die Kluft allerdings wird grösser. So wird es schwierig, den Anschluss zu halten. Werders Thomas Eichin schlägt deshalb eine Rechnung vor, die «Auslastung des eigenen Stadions, Zahl der mitgebrachten Fans in Auswärtsstadien, Zuschauerzahlen im TV, Mitgliederzahlen und Sympathiewerte» einschliesst. Darauf reagierte Karl-Heinz Rummenigge, indem er

appellierte, «das Thema Solidarität nicht zu überdrehen». Deutschland müsse sich fragen, ob allein die Bundesliga wichtig sei – oder dass die deutschen Klubs auch international weiter eine Chance hätten. Die Bayern kitzeln können fortan wohl nur noch Vereine mit einem starken Unternehmen im Rücken wie der VfL Wolfsburg mit Volkswagen. Die stehen nicht umsonst auf Platz zwei und sind mit dem 33-Millionen-Einkauf von André Schürrle in Bayern-Dimensionen vorgestossen.

Promille und Provisionen

Um nachziehen zu können, würden auch andere Vereine gerne einen Investor im Rücken wissen. Die 50+1-Regel erlaubt es zwar nicht, dass diese die Stimmenmehrheit in einem Klub übernehmen können. Man könnte aber die Profiabteilung in eine Aktiengesellschaft überführen und dann zumindest einzelne Anteile verkaufen. Den AG-Status schreibt die Swiss Football League den Klubs vor – auch aus Gründen der Haftung. Hierzulande ist dies längst akzeptiert. In den deutschen Vereinen dagegen wird heute nur schon die leiseste Erwägung höchst kontrovers diskutiert.

Auch René C. Jäggi wollte beim 1. FC Kaiserslautern einst eine Aktiengesellschaft

formieren. «Ich musste den Leuten klar machen: Wenn wir an mehr Geld herankommen wollen, dann ist dies der einfachste Weg.» Potenzielle Investoren – und davon gäbe es in Deutschland gemäss Jäggi zahlreiche – steigen aber natürlich nur ein, wenn der Klub in ihrem Sinne geführt wird. Vielen Fans ist diese Vorstellung zuwider. Bei wichtigen Entscheidungen wollen sie als Vereinsmitglieder mitbestimmen. Jäggi erinnert sich an Generalversammlungen mit 4000 Leuten – davon «85 Prozent hochgradig alkoholisiert». Sachliche Argumente für die Zulassung fremder Geldgeber haben in dieser hitzigen Atmosphäre einen schweren Stand.

Den deutschen Fussballfan plagt die Angst, dass er ausgeschlossen wird. Aus der Vereinspolitik, aus dem Stadion, vom TV-Fussball. Die Klubs hingegen fürchten, im von England dirigierte Konzert der Grossen künftig nur noch die zweite Geige spielen zu dürfen. Eine Angst, die sowohl Jäggi wie auch Kaenzig für unbegründet halten. Die Bundesliga wird ihren gesunden Kurs weiterfahren. Die genaue Richtung ist noch nicht bekannt, vorerst gilt mal die Devise: Heilige Kühe werden nicht geschlachtet – und sie weiden auch nicht auf englischem Rasen. 🐮

